



Quartierseffekte und soziale Mischung

Ein Faktencheck aus wissenschaftlicher Perspektive

Olaf Schnur, Carlotta Reh und Kirsten Krüger

„In der Ackerstraße ist Geburt Fluch; warum sind diese Kinder auch gerade aus diesem [Loch] gekommen? Ein paar Löcher weiter, und das Assessorexamen wäre ihnen sicher gewesen.“

Kurt Tucholsky (1931)

Wie das Zitat des Journalisten und Gesellschaftskritikers Kurt Tucholsky aus den 1930er Jahren zeigt, hielt man das Quartier, in dem jemand aufwuchs oder wohnte, auch schon vor fast einem Jahrhundert für einen ganz entscheidenden Faktor im Hinblick auf Bildungs- und Arbeitsmarktchancen – insbesondere, wenn eine Person aus einem sogenannten „Problemviertel“ stammte. Von den Auswirkungen eines benachteiligten Umfelds, so die Annahme, bleiben unter normalen Umständen nur die Wenigsten verschont.

Mit dem Narrativ einer „sozialen Mischung“ im Quartier verknüpfen sich deshalb seit jeher viele Hoffnungen. Es ist als eine Art Gegenentwurf zur meist negativ bewerteten Segregation zu verstehen: soziale Stabilisierung, gelingende Integration, mehr Partizipation, geringere Fluktuation, weniger Devianz, mehr Kohäsion, höhere Wohnzufriedenheit, mehr Resilienz – all das soll sich beim richtigen Mix im Quartier einstellen und im Endeffekt auch die soziale Mobilität, also den individuellen gesellschaftlichen Aufstieg, erleichtern. Soziale Mischung ist somit in vielen Ländern zu einer normativen Handlungsleitlinie der Quartiersentwicklung avanciert. Auch in Deutschland werden – beispielsweise mit dem Programm „Soziale Stadt“, bei dem es u. a. zu gebietsbezogener Aufwertung durch soziale Mischung kommen soll – entsprechende Ziele verfolgt (vgl. Plate et al. 2014).

Nicht zuletzt hält das Baugesetzbuch in §1, Absatz 5, Satz 2 BauGB fest, dass „einseitige Bevölkerungsstrukturen“ generell zu vermeiden seien. Seltener wird jedoch die zentrale Annahme des Mischungsparadigmas diskutiert, nämlich, dass von einem mehr oder weniger sozial gemischten Quartierskontext tatsächlich eine „Wirkung“ ausgehe. In der Wissenschaft ist dies keineswegs eindeutig belegt, weswegen es sich lohnt, genauer hinzuschauen und das Mischungsdesiderat auch im Hinblick auf dessen Wirkungsgrad und Wirkungsrichtung zu überprüfen. Der folgende Artikel gibt deshalb einen knappen Überblick zur Forschung zu Quartierseffekten und sozialer Mischung und zeigt die Relevanz dieses Themas für die Stadtentwicklungspraxis auf. Dafür werden zunächst exemplarisch einige Theorien und empirische Ergebnisse zu Quartierseffekten dargestellt, sowie die Probleme, die sich bei der Forschung ergeben, erläutert. Zuletzt wird diskutiert, wie Heterogenität/Mischung und Homogenität/Konzentration im Quartier vor diesem Hintergrund zu bewerten sind – eine Art Faktencheck und Beitrag zur Versachlichung einer Debatte, in der „Quartierseffekte“ oft für umfassend und selbstverständlich gehalten und Mischungsstrategien nicht selten als Allheilmittel trivialisiert werden.

Theoriekontexte: Effektdimensionen und Modelle

Unter Quartierseffekten versteht man Wirkungen auf die Biographien der Bewohnenden, die von der baulichen Struktur und dem sozialen Umfeld des Quartiers ausgehen (vgl. Nieszery 2014: 135). Eine allgemeine Theorie der Quartierseffekte sucht man vergeblich (ebd.: 139). In der Literatur werden jedoch drei Dimensionen von Quartierseffekten – Ressourcen, Image

und Sozialisation – diskutiert (ebd.: 138, vgl. auch Kronauer/Vogel 2004: 236).

Effektdimensionen: Ressourcen, Image und Sozialisation

Die *objektiven Ressourcen* des Quartiers werden beispielsweise durch die soziale Infrastruktur und Verkehrsanbindung bestimmt. Quartiere, die etwa über nur eine geringe Ausstattung mit sozialen Diensten verfügen und gleichzeitig stadträumlich abgelegen sind, bieten z. B. Senioren ein wenig hilfreiches Umfeld zur Alltagsbewältigung.

Das *Image* des Ortes, wie z. B. eine Stigmatisierung des Wohnorts, kann Desintegrationserfahrungen hervorrufen (vgl. Manley et al.

2012). Wenn sich zum Beispiel die negative Berichterstattung über ein Quartier in den Medien wiederholt und sich dadurch externe Zuschreibungen verfestigen, kann das individuelle Selbstwertgefühl leiden, eine von außen erwartete Rollenzuschreibung übernommen werden oder eine Bank qua Adresse eine Kreditvergabe verwehren (red lining).

Soziale Beziehungen im Quartier beinhalten als dritte Dimension für Quartierseffekte zum einen den Aspekt der Netzwerke und des Sozialkapitals, zum anderen aber auch die Tatsache, dass bestimmte Handlungsmuster im Quartier erlernt werden. So können wichtige soziale Netzwerke, die einen Zugang zum Arbeitsmarkt erleichtern würden, fehlen, wenn in

Textbox 1: Epidemisches Modell – ein Plädoyer gegen die „Culture of Poverty“

Ein wichtiger Ausgangspunkt der Debatte um Quartierseffekte liegt in den USA und im Besonderen in Wilsons einflussreicher und viel zitierten Studie „The truly disadvantaged“ (1987). Sein darin skizziertes „epidemisches Modell“ beschreibt die negativen Auswirkungen von konzentrierter Armut und die daraus resultierende „social isolation“. Er beobachtete, dass die schwarze Mittelschicht in dieser Zeit aus den afroamerikanischen neighborhoods der US-amerikanischen Großstädte wegzog und als „sozialer Puffer“ verloren ging. Dies führte zu einer starken Konzentration der Armutsbevölkerung in Innenstadtbereichen, einer sozioökonomischen und ethnischen Segregation und zu einem Interaktions- bzw. Kontaktmangel mit Menschen und Institutionen der Mehrheitsgesellschaft. Dabei, so Wilson, gehen von den Peer Groups und deren Verhaltensweisen Effekte aus, da diese erlernt und weitergegeben werden („social learning“), es kommt also zu einer Anpassung an (unter Umständen unvorteilhafte) soziale Normen des Quartiers. Durch solche kaskadenartigen Effekte entsteht Wilson zufolge mit einer „new urban underclass“ ein völlig neues, abgehangenes und sozial isoliertes Milieu, das wiederum auf dem Arbeitsmarkt chancenlos ist. Wilson wendet sich damit klar vom verbreiteten Narrativ einer Kulturalisierung von Armut ab (Stichwort „Gettokultur“). Vielmehr entsteht die Benachteiligung parallel zur wachsenden sozialen Ungleichheit in den Städten, die mit ökonomischen, gesellschaftlichen, demographischen und sozialräumlichen Faktoren zusammenhängt. Das Quartier spielt dabei eine entscheidende Rolle als Ort der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit. Es wirkt sich jedoch nicht auf alle Bewohnenden gleich aus, vielmehr können verfügbare individuelle Ressourcen negative Quartierseffekte wiederum kompensieren (Greenman et al. 2011).

Textbox 2: Das institutionelle Modell: Multiple Infrastruktureffekte

Ein weiterer einflussreicher Ansatz ist das sogenannte „institutionelle Modell“ (Häußermann 2003). Dieses beruht auf der Annahme, dass die infrastrukturelle Ausstattung des Quartiers und die Dienstleistungen, die dort mehr oder weniger verfügbar sind, zu Quartierseffekten führen. So bringt diesem Modell zufolge eine niedrige Kaufkraft im Quartier beispielsweise ein Absinken der Qualität der angebotenen Waren und leerstehende Gewerbeflächen mit sich. Dieser Leerstand, sowie Vermüllung und Verwahrlosung des öffentlichen Raums führen zu einer geringeren Bindung der Bewohnenden an ihr Quartier und zu einem allgemeinen Gefühl, dass sich die Wohnumgebung in einer Abwärtsspirale befindet (ebd.: 152). Auch die Konflikte in den Institutionen der öffentlichen Verwaltung und von Sozial- und Wohlfahrtsverbänden nehmen dann häufig zu. Ein weiteres, mit dem institutionellen Modell adressiertes Problem ist, dass „schwierige Quartiere“ oft räumlich isoliert und durch große Straßen, Parks oder ähnliches städtebaulich begrenzt sind, sodass Bewohnende angrenzender Viertel selten in diese Quartiere kommen, es wenig Austausch zwischen verschiedenen Milieugruppen und Ethnien gibt und die Kaufkraft nicht durch Besuchende aus der restlichen Stadt erhöht wird.

einem Quartier vor allem Arbeitslose leben und wenig Menschen, die in den Arbeitsmarkt integriert sind (Kronauer/Vogel 2004).

Bei Kindern und Jugendlichen spielt die „kollektive Sozialisation“ als Dreh- und Angelpunkt eine große Rolle. Die Annahme dieses häufig herangezogenen Konzepts ist es, dass in erster Linie die Bezugsgruppen (Peer Groups), Rollenmodelle und Biographien (Vorbilder), die im Quartier sichtbar sind, für die dort aufwachsenden Kinder durch vielfache Interaktionen und Begegnungen in der Nachbarschaft prägend sind. Auch können Kinder vom akkumulierten Humankapital einer Nachbarschaft profitieren.

Diese Dimensionen spielen in theoretischen Modellen und in der empirischen Forschung immer wieder eine sortierende Rolle. Zwei einflussreiche Modellvorstellungen, die aus der

vielfältigen Forschungslandschaft zu Quartierseffekten hier exemplarisch herausgegriffen wurden, werden in Textbox 1 und 2 kurz skizziert.¹

Forschung zu und Interpretation von Quartierseffekten: Vier gängige Stolperfallen

Nicht nur Modellvorstellungen, sondern auch empirische Studien zu Quartierseffekten gibt es in großer Zahl. Sie leiden jedoch oft unter methodischen Herausforderungen, die eine fundierte Evidenz erschweren. Mindestens vier Stolperfallen sind festzustellen:

¹ Neben den genannten Modellen gibt es weitere in der Forschung zu Quartierseffekten genannte Modelle, wie etwa das Modell der relativen Deprivation oder das Erwartungsmodell oder das Modell der Kontakthypothese. Diese und weitere sollen

an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden (für einen breiteren Überblick vgl. Nieszery 2014, Häußermann et al. 2010).

- *Horizontaler und vertikaler Ebenen-Mashup:* Es ist schwierig Quartierseffekte zweifelsfrei zu bestimmen, wenn keine trennscharfe Definition von Quartier vorliegt (siehe Textbox 3). In der Regel wird in den einschlägigen Studien nicht diskutiert oder spezifiziert, welches Quartiersverständnis zu Grunde liegt. Vor allem quantitative Studien, die auf multivariaten statistischen Verfahren basieren, beruhen meist auf den administrativen Einheiten der Städte und Gemeinden, da für diese statistische Daten vorliegen. Sie arbeiten also mit einem Container-Raumkonzept, das – wenn es unreflektiert benutzt wird – zu einer Quelle statistischer Artefakte und ökologischer Fehlschlüsse werden kann (vgl. Schnur 2014). Dass der „gelebte Sozialraum“ beispielsweise von Jugendlichen oder anderen sozialen Gruppen

meist nicht deckungsgleich mit dem Untersuchungsquartier ist und Netzwerke letztlich darüber hinaus reichen werden, ist wenig überraschend, schmälert aber spürbar die Aussagekraft der Ergebnisse (vgl. Nagel 2012). Generell sind Bewohnende in Zeiten von modernen Technologien und Transnationalität immer weniger ans Quartier gebunden und haben weitere Aktionsradien: Die Quartiersgrenzen sind also durchlässiger geworden. Darüber hinaus ist es oft überkomplex, wie die Makroebene (z. B. Arbeitsmarkt, Wohlfahrtsstaat), die Mesoebene (z. B. Institutionen, Infrastrukturen im Quartier o. ä.) und die Mikroebene (z. B. Individualmerkmale) ineinandergreifen. Die Messung und Bestimmung der Quartierseffekte wird damit zu einer großen methodischen Herausforderung.

Textbox 3: Was ist ein Quartier?

Aus einer sozialgeografischen Perspektive definiert sich das Quartier als „[...] ein kontextuell eingebetteter, durch externe und interne Handlungen sozial konstruierter, jedoch unscharf konturierter Mittelpunkt-Ort alltäglicher Lebenswelten und individueller sozialer Sphären, deren Schnittmengen sich im räumlich-identifikatorischen Zusammenhang eines überschaubaren Wohnumfelds abbilden“ (Schnur 2014: 43, im Folgenden angelehnt an Schnur 2016). Diese Definition lässt Raum für die reale Vielfalt von Quartieren: Angesichts ihrer variantenreichen baulichen, sozialen, ökonomischen, politischen, symbolischen und historischen Bedeutungs- und Entwicklungsdimensionen ergeben sich ganz unterschiedliche „Mikrokosmen“. Immer jedoch ist ein Quartier ein Produkt sozialer Konstruktion, ausgehend von sozialen Gruppen (z. B. Nachbarn) oder Akteuren (z. B. Planern, Investoren). Ein Quartier verfügt über eine interaktive, an die Lebenswelt vor Ort gekoppelte soziale Struktur und wirkt potenziell identifikatorisch. Damit sich diese Wirkungsmechanismen überhaupt entfalten können und ein Quartier als „soziale Landschaft“ konstruierbar und reproduzierbar wird, weist es einen „menschlichen Maßstab“ auf. Was das im Einzelnen bedeutet, hängt wiederum von subjektiven Faktoren und vom Quartierstyp ab, d. h. aus dieser Perspektive muss ein Quartier weder eine bestimmte Einwohnerzahl noch eine exakte Abgrenzung aufweisen – für die Planungs- und Verwaltungspraxis, aber auch für die Forschung zu Quartierseffekten ein Dilemma. Diese Idee wiederum ist sehr lebensnah: Einige Freunde und Bekannte haben wir möglicherweise im Quartier, einige aber auch an anderen Orten, wir treffen sie mal hier und mal dort – und doch wissen wir (ebenso wie unser soziales Netzwerk), wo sich unser lebensweltliches Zentrum, unser „Hub“ oder unser „Interface“ in die Welt befindet.

- *Unterscheidung von Quartiers- und Kompositionseffekten:* Als Kompositionseffekte bezeichnet man die „Addition von Verhaltensweisen und Einstellungen von Personen in ähnlicher sozialer Lage“ (Häußermann et al. 2010: 18), d. h. ein bestimmter Effekt tritt (statistisch) nur deshalb auf, weil in der Summe viele Individuen (jedes für sich) einem Quartier zu einem bestimmten Verhalten neigen. Ein echter Quartierseffekt jedoch bestünde darin, dass das Setting (Quartier) zusätzliche kollektive Wirkungen entfaltet. Die äußerst sensible Unterscheidung zwischen diesen beiden Effekten ist statistisch schwierig, aber zentral, um adäquate Aussagen treffen zu können.
- *Uneinheitliche Wirkungsketten:* Darüber hinaus funktionieren Quartierseffekte nicht nach einem einfachen Reiz-Reaktionschema, sondern auf der Basis differenzierter und oftmals uneinheitlicher Wirkungsketten. Auch sind Bewohnende den Rahmenbedingungen ihres Quartiers keineswegs „hilflos ausgeliefert“. Durch primäre oder sekundäre Sozialisation (z. B. in der Familie bzw. in der Schule) kann „im Umgang mit den Zumutungen und Möglichkeiten der Wohnumgebung“ eine stärkere Resilienz erlangt werden (Häußermann et al. 2010: 21). Es gibt also auch „Gegeneffekte“, die die Effektstärke konterkarieren können.
- *Normative Verzerrungen:* Zuletzt kommt es oft zu normativen Verzerrungen. Bisweilen werden Armut und Marginalisierung kultur-

alistisch gedeutet und zu einem Persönlichkeitsmerkmal erhoben (wie etwa bei Lewis 1959). Wertvorstellungen des Bildungsbürgertums werden bisweilen unreflektiert als „verbreitete Normen“ angenommen (siehe Textbox 1).

Empirische Fakten zu Quartierseffekten: Es ist und bleibt kompliziert

Angesichts der konzeptionellen Vielfalt und der methodischen Herausforderungen mag es kaum verwundern, dass die Ergebnisse empirischer Studien nicht eindeutig und teilweise inkohärent ausfallen (für einen Überblick zu empirischen Studien siehe z. B. Nieszery 2014). Bei der Durchsicht der Untersuchungen wird deutlich, dass sich auch Widersprüche zu den Annahmen theoretischer Ansätze und Modelle aufdecken lassen. Generell besteht ein Mangel an Längsschnittstudien, die die langfristigen Quartierseffekte in den Blick nehmen und so zeigen könnten, ob ein Quartierskontext tatsächlich dazu beitragen kann, den „sozialen Aufstieg“ mit zu ermöglichen oder zu verhindern.

Einige Ergebnisse aus Studien zu Quartierseffekten seien hier exemplarisch genannt:

- Sehr prominent in der Forschung zu Quartierseffekten sind die zahlreichen Begleitstudien zu den US-amerikanischen Mobilitätsprogrammen „Gautreaux“ in Chicago (1970er Jahre)² und „Moving to Opportunity“³, das in den 1990er Jahren neben

² Das „Gautreaux“ Programm in Chicago war das erste Programm, das auf residentielle Mobilität ausgelegt war und es geringverdienenden *African Americans* ermöglichte aus Sozialwohnungen in wohlhabendere Bezirke in die Vororte zu ziehen (DeLuca et al. 2010).

³ „Moving to opportunity“ wurde als soziales Experiment durchgeführt und beruhte auf einem Voucher System. Familien (vor allem Alleinerziehende *African Americans* und *Hispanics* mit Kindern unter 18 Jahren) aus den ärmsten Sozialwohnungssiedlungen beka-

Chicago auch in Baltimore, Boston, Los Angeles und New York City durchgeführt wurde. Die Programme können durchaus als großangelegte soziale Experimente gelten, deren Begleitforschung widersprüchliche Ergebnisse erbracht hat. Für das „Gautreaux-Programm“ wurden positive Quartiereffekte festgestellt: Während bei Erwachsenen, die in die weißen Vororte „versetzt wurden“, eine niedrigere Arbeitslosigkeit festgestellt werden konnte, zeigten Jugendliche stärkere Interaktion mit weißen Peers aus dem Quartier, hatten bessere Ergebnisse in standardisierten Schultests und eine höhere Wahrscheinlichkeit eine besser bezahlte Tätigkeit nach dem College zu bekommen (Rosenbaum 1995). Auch zeigten männliche Jugendliche niedrigere Kriminalitätsraten (DeLuca et al. 2010). Für das Programm „Moving to Opportunity“ wurden hingegen sowohl positive, als auch negative Effekte festgestellt (Orr et al. 2003). Die Familien lebten nach dem Umzug in besseren Wohnungen und ihre Kinder besuchten hochwertigere Schulen. Es konnten allerdings keine positiven Effekte auf das Gehalt, Noten der Kinder und Jugendlichen in der Schule oder die Arbeitslosenentwicklung festgestellt werden (ebd.). Langzeituntersuchungen zeigen, dass sich die Wohnzufriedenheit, die mentale und die physische Gesundheit der Umgezogenen in wohlhabendere Quartiere erhöht, während weiterhin keine Studie positive Effekte auf Schulleistungen und Einkommen nachweisen konnte (Rothwell 2015 für eine Übersicht zu Studien zum MTO-Programm).

- Bei Jugendlichen sind in verschiedenen Studien in Europa negative Sozialisierungseffekte nachgewiesen worden. Die Schule, in der die Kinder und Jugendlichen ihren Freundeskreis finden, hat einen größeren Effekt auf das Sozialverhalten, als die Nachbarschaft per se (Oberwittler 2004; Wicht et al. 2019).
- Die Präsenz relevanter Infrastrukturen wie Schulen, Freizeitangebote und medizinische Versorgung wirkt sich stärker auf Menschen aus, die aufgrund ihres Alters (besonders jung, besonders alt), aus finanziellen Gründen oder aufgrund von körperlichen Beeinträchtigungen in besonderer Weise in ihrem Aktionsradius eingeschränkt und damit ans Quartier gebunden sind (vgl. Nuissl et al. 2015).
- In Bezug auf das Erlernen von Handlungsmustern kommt eine Studie in Chorweiler, einer sozioökonomisch benachteiligten Großwohnsiedlung in Köln, zu dem Ergebnis, dass es bei Erwachsenen nicht zu einer Übernahme von abweichendem Verhalten kommt und ein großes, lokales Netzwerk eher präventiv wirkt. Bewohnende stehen abweichendem Verhalten desto ablehnender gegenüber, je älter sie sind (Kurtenbach 2017: 238).
- Dass sich ein Quartier auf seine unterschiedlichen Bewohnendengruppen verschieden auswirken kann, zeigen Kronauer/Vogel (2004): Während alleinerziehende Frauen in Mümmelmannsberg, einer auf Familienhaushalte ausgelegten Großwohnsiedlung in Hamburg, eher positive Quartiereffekte erleben, sind bei Arbeitslosen im gleichen

men Vouchers, mit denen sie entweder ohne Beratung in der ganzen Stadt umziehen konnten oder Vouchers, mit denen sie nur in

„low-poverty“ Gebiete ziehen konnten, aber dafür Unterstützung und Beratung bei der Wohnungssuche erhielten (Orr et al. 2003: i).

Quartier eher negative Quartierseffekte vorherrschend.

Diese hier bewusst knapp gehaltene Liste differenzierender Forschungsergebnisse ließe sich weiter fortsetzen. Zusammenfassend lässt sich jedoch festhalten, dass – ungeachtet der von vielen Bruchlinien durchzogenen, fragmentierten empirischen Landschaft – in der Literatur die Auffassung überwiegt, dass Quartierseffekte keine theoretische oder normative „Fata Morgana“ darstellen, sondern mit einiger empirischer Evidenz tatsächlich auftreten. Allerdings werden weniger generelle Effekte als spezifische Wirkungen beschrieben sowie teilweise die Effektstärken diskutiert:

- Deutliche Quartierseffekte sind in Bezug auf die subjektive Lebensqualität und die Gesundheit, die Stigmatisierung, die Sozialisation und soziale Vernetzung nachzuweisen.
- Moderate bis geringe Effekte zeigen sich bei der langfristigen sozialen Mobilität.
- Des Weiteren variieren die Effekte je nach Personengruppe mit der jeweiligen sozialen Lage, den Individualfaktoren wie Wohndauer, Geschlecht und Alter und auch stabilisierenden Resilienzfaktoren wie z. B. der Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen, Wertorientierungen o. ä. (Häußermann et al. 2010: 20).
- Auch die räumliche Bezugsgröße und der Aktionsraum der Individuen ist ausschlaggebend. Je enger jemand an das Quartier gebunden ist, desto stärker sind die Quartierseffekte.
- Außerdem haben Quartierseffekte verschiedene „Inkubationszeiten“: Stigmatisierungen verlaufen wesentlich schneller als das Erlernen devianten Verhaltens (ebd).

Geht man also von der differenzierten Annahme aus, dass gewisse Quartierseffekte unter bestimmten Rahmenbedingungen für bestimmte Personen in einem bestimmten Zeitrahmen auftreten, treten die Fragen nach dem „ob“ und dem „wieviel“ in den Hintergrund. Wichtiger ist dann die Frage, „für wen und unter welchen Bedingungen Quartiere benachteiligende Wirkungen entfalten“ (Nieszery 2014: 152, vgl. hierzu Häußermann et al. 2010).

Soziale Mischung: Wie Homogenität und Heterogenität im Quartier wirken

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, dass eine mehr oder weniger ausgeprägte soziale Mischung in einem Quartier nichts weiter als ein spezifisches Setting für mögliche Quartierseffekte darstellt. Eine soziale Mischung zur Lösung sozialer Probleme in den Städten und Quartieren einzufordern, beruht also auf der pauschalen Annahme, dass daraus signifikante Quartierseffekte entstehen werden. Empirische Studien zeigen jedoch deutlich, dass auch bei Quartierseffekten durch mehr oder weniger starke soziale Mischung nur sehr differenzierte Aussagen möglich sind.

Relativ simple Effekte, wie zum Beispiel die Tatsache, dass durch mehr Mischung in Quartieren Verwaltungskosten reduziert, mehr und vielfältigere Dienstleistungen im Gebiet angeboten werden und auch Stigmatisierungsgefahren geringer ausfallen können, wurden schon vielfach belegt (vgl. die obigen Ausführungen zu den Effektdimensionen sowie Nieszery 2014: 139). Problematischer wird der Nachweis bei den sozialen Dimensionen, also der verbreiteten Annahme, dass soziale Mischung zu mehr sozialer Kohäsion und sozialer Ordnung führe:

Viele Studien zeigen genau das Gegenteil, denn gerade bei sozialer Homogenität entsteht oft ein höherer Kohäsionsgrad (vgl. auch Ankommensquartiere) (Nieszery 139f.). Eine wachsende soziale Distanz zwischen den Bewohnenden eines Quartiers – das ist eine logische Konsequenz des Mischens – erschwert dagegen die Entwicklung sozialer Beziehungen tendenziell, während soziale Ähnlichkeit diese eher verstärkt und das Quartier zu einem „sozial-lokalen Bezugsort“ werden lässt (Texier-Ast 2018a).

Selbst Menschen, denen Diversität wichtig ist und die diese wertschätzen, handeln nicht anders und investieren nicht mehr in Bindungen als andere in der Nachbarschaft (Blokland/van Eijk 2010).

Untersuchungen in als sozial gemischt geplanten und umgesetzten Vierteln in Kanada und den USA haben gezeigt, dass es nur sehr sporadisch zu Interaktionen zwischen den unterschiedlichen Milieus kam. Besonders solche Interaktionen, die zu „weak ties“ führen, die laut Wilson für bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt nötig wären, blieben aus (Bucerius et al. 2017: 499). Vielmehr werden gerade die Bewohnenden, die von solchen Interaktionen profitieren können, noch weiter sozial isoliert und es kommt offenbar zu starken „othering“-Prozessen, mehr noch: Konflikte, die durch die gestiegene Diversität getriggert werden, führen oft zu wachsendem Rassismus (Ruiz-Tagle 2016). Eine Möglichkeit, diesem Problem beizukommen, sehen Bucerius et al. in der Errichtung von „third spaces“ und lokalen Institutionen, die alle Bewohnenden ansprechen. Im Besonderen nennen sie hier Schulen, „where lower- and middle-income youth can socialize and interact with each other on a daily basis“ (ebd.: 501). Für Kinder und Jugendliche sind die „micropublics of everyday life“ wie Schule und

Kindertagesstätten wichtig, da sie deren wichtigsten Sozialraum darstellen (und im Übrigen nicht unbedingt im Quartier liegen müssen). Auch bieten diese lokalen Institutionen den Raum, an dem es zur Interaktion von Menschen verschiedener sozioökonomischer Hintergründe kommen kann. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Texier-Ast (2018), die das Münchner Neubaugebiet Ackermannbogen untersuchte, in dem die Umsetzung einer sozialen Mischung mittels Wohnungsbauförderung im Vordergrund stand. Schichtinterne Kontakte überwogen deutlich gegenüber schichtübergreifenden Kontakten. Ebenso zeigte die Studie, dass das Quartier nur für bestimmte Gruppen (die sozialräumlich besonders abgeschottet sind) ein Ort der Generierung von sozialen Netzwerken ist. Ein größeres Potential für die Bildung sozialstabilisierender Kontakte hätten Kindergärten und Schulen (ebd.: 284). Heterogene und homogene Quartiere, so viel lässt sich sicher sagen, haben also jeweils Vor- und Nachteile, die gegeneinander abgewogen werden müssen (siehe Tabelle 1). Heterogenität kann sowohl mittels einer geringeren Stigmatisierungsfahr und positiven Sozialisierungseffekten stabilisierend wirken, sich gleichzeitig aber auch negativ auswirken aufgrund von Verdrängung, Exklusion und vermehrten Konflikten. Mischen allein funktioniert nicht: Es bedarf hier einer begleitenden organisatorischen Struktur, die darauf abzielt, die entstehenden milieuübergreifenden Kontakte zu fördern, zu moderieren und zu kanalisieren. Ebenso kann sich Homogenität positiv auswirken, indem sie, und einen höheren Kohäsionsgrad im Quartier mit sich bringt. Quartierseffekte – eben auch die positiven – sind in homogenen Quartieren am stärksten und treten gegebenenfalls wie oben beschrieben, stabilisierende Effekte auch ohne ein Zutun von außen auf. Diese positiven

	Chancen	Risiken
Homogenität	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Quartiereffekte bei Homogenität am stärksten (auch positive) ▪ Entstehung von produktivem <i>bonding social capital</i>, höherer Kohäsionsgrad ▪ zentral für eine gelingende Binnenintegration von Migrantinnen und Migranten der ersten Generation (Ankommensquartiere) 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Entstehung von unproduktivem und ausschließendem <i>bonding social capital</i> ▪ Problem der Selbstreferentialität von homogenen Netzwerken (z. B. Arbeitslose) ▪ Gefahr der „ethnic mobility trap“ ▪ Stigmatisierungsgefahr
Heterogenität	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Entstehung von produktivem <i>bridging social capital</i> wahrscheinlicher ▪ Erleben von Differenz kann auf Dauer zu mehr („höflicher“) Toleranz führen (Kontakthypothese) ▪ „In lockeren, heterogenen Netzwerken sind die Anpassungszwänge geringer, die Erfahrungsmöglichkeiten vielfältiger und die damit verbundenen Erträge für das Individuum und das Kollektiv größer.“ (Häußermann et al. 2010: 14) ▪ tendenziell geringere Stigmatisierungsgefahr 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Tendenz zu Konflikten: „[...] eine betont heterogene Gemeinde, die sich in den Augen der Planer – besonders derjenigen, deren Urteil sich nur auf Landkarten, statistische Erhebungen und eine flüchtige Kenntnis der Lage stützt – wie eine Bereicherung ausnimmt, [kann folglich] für die Menschen, die tatsächlich dort leben, ständige Zänkereien und unbereinigte Fehden bedeuten“ (Gans 1961) ▪ Effekte hier am unklarsten: ...was wirkt wie, ab wann und wie stark für wen? ▪ Mischungs- bzw. Antisegregationsstrategien sind meist Aufwertungsmaßnahmen: Damit ergeben sich kaum Effekte auf die sozialen Mobilitätschancen der Bewohner, oft Verdrängung, d. h. Mischungsdesiderat ist häufig als Ausgangspunkt für Exklusion ▪ Mischung wirkt nicht von selbst: „Kümmerer“ ist notwendig

Tabelle 1: Chancen und Risiken sozialer Homogenität und Heterogenität in Quartieren

Quartiereffekte, die sich in homogenen, also segregierten Quartieren ergeben können, sind – auch bedingt durch Wilsons Prämisse der negativen Effekte von konzentrierter Armut – bisher wenig untersucht worden.

Dass in benachteiligten Quartieren, die gleichzeitig oftmals migrantisch geprägt sind, eine stärkere soziale Mischung grundsätzlich eine gute Lösung darstellt, darf jedenfalls aus wissenschaftlicher Perspektive bezweifelt werden. Mischen als unhinterfragte Norm und als Einzelstrategie könnte hier zu Konflikten führen oder zu einer Verdrängung, die Probleme nicht löst, sondern verlagert und neu territorialisiert.

Fazit: Don't keep it too simple!

„Ich habe zu zeigen versucht, dass sowohl die Vorteile der Heterogenität als auch die Nachteile der Homogenität übertrieben dargestellt wurden, und dass keine von beiden unqualifiziert als gut oder schlecht bezeichnet werden kann. Ihre extremen Formen sind gleichermaßen unerwünscht.“

Herbert Gans (1961)

In diesem Beitrag gingen wir von der Feststellung aus, dass soziale Mischung als Leitbild nur dann Sinn ergibt, wenn man davon ausgehen kann, dass aus einem sozialräumlichen Kontext

heraus tatsächlich Effekte entstehen: Quartierseffekte also. Zusammenfassend lässt sich feststellen:

Ja, Quartier wirkt – aber im Hinblick auf Mischung sollten wir sehr genau hinschauen

Es wurde deutlich, dass

- es zahlreiche Theorien und Modelle gibt, die Quartierseffekte und deren Mechanismen erklären,
- zahlreiche empirische Studien existieren, die entsprechende Nachweise erbracht haben, jedoch mit heterogenen Befunden,
- es generell Effekte gibt, die immer wieder punktuell belegt und von der Mehrzahl der Autoren angenommen werden,
- sich Quartiere auf Bewohnende unterschiedlich auswirken und dies unter anderem von den individuell verfügbaren Ressourcen, Ortsbindung, Netzwerken und Infrastrukturen abhängt,
- die Wirkungen komplex sind, manchmal von stärkeren externen Effekten überlagert werden und deshalb unbedingt differenziert betrachtet werden müssen,
- es nicht nur positive Wirkungen von Mischung gibt und Homogenität nicht ausschließlich negativ gedacht werden darf,
- zu den Effekten einer sozialen Mischung keine starke Aussage möglich ist, sondern vorsichtige Interpretationen und Rückschlüsse erforderlich sind.

Es hat sich gezeigt, dass die Grundannahmen hinter dem Mischungsdesiderat sehr voraussetzungsvoll sind. Mehr noch: Es wurde deutlich, dass die Wirkungen sozialer Mischung auf soziale Aufstiegsmobilität und soziale Kohäsion empirisch am wenigsten klar sind oder sogar widerlegt wurden. Politische Strategien,

Mischung zu fördern, bewegen sich deshalb in dieser Hinsicht auf dünnem Eis. Dass soziale Mischung im Diskurs als Garant zur Vermeidung negativer (oder zur Förderung positiver) Quartierseffekte angeführt wird, ist auf der Basis der wissenschaftlichen Erkenntnisse also zu simpel: „Angesichts des zwiespältigen Forschungsstands liegt die Einschätzung nahe, dass der hohe politische Stellenwert des Ideals sozialer Mischung, zumindest was die Hoffnungen im Bereich der sozialen Kohäsion und der sozialen Mobilität betrifft, eher ideologisch als empirisch gestützt ist (Andersson & Musterd 2005)“ (Nieszery 2014: 140). Vielmehr führen Mischungsstrategien oft zu einer Verdrängung Marginalisierter.

Trotz oder gerade wegen der großen methodischen Herausforderungen ist eine weitere Forschung auf diesem Gebiet ausgesprochen wichtig. Immerhin beruht ein guter Teil der Stadtentwicklungspolitik (inkl. „Soziale Stadt“ und „Leipzig Charta“) auf der Annahme von Quartierseffekten. Dass dies empirisch bisher immer noch diffus und uneindeutig bleibt, sollten Programme oder Politiken, die gezielt eine soziale Mischung wollen, berücksichtigen. Selbstverständlich darf Politik „soziale Mischung“ wollen, und es spricht ja auch einiges für Heterogenität (siehe Tabelle 1). Eine gewisse Zurückhaltung und Vorläufigkeit in deren Zielsetzungen und gegebenenfalls eine wissenschaftliche Begleitforschung wären hier jedoch ausgesprochen sinnvoll.

Was wollen wir mischen und zu welchem Zweck?

Insofern sollten normative Fragen auch im Diskurs stärker in den Mittelpunkt rücken, wie Erika Spiegel bereits früh konstatiert hat: „Die wichtigste Vorbedingung für eine [...] stärkere Mischung in Problemgebieten [...] wäre eine

politische Verständigung über die Ziele, die damit verfolgt werden sollen. Diese steht jedoch noch aus“ (Spiegel 2001: 79). Was also wollen wir, wenn wir soziale Mischung einfordern? Ab wann und in Bezug auf welche Kriterien ist ein Quartier eigentlich „sozial gemischt“? Geht es um einen „Querschnitt der Gesellschaft“? Woran und wie machen wir das fest? Wie viel Homogenität wollen wir (für wen?) zulassen? Wie viel „soziale Mischung“ brauchen/wollen wir (für wen)? Wie kleinteilig wollen wir „Mischung“ denken (Block, Quartier, Stadt...)? Wie schnell soll es gehen (Tempo)? Was genau ist unser „Wunsch“, an dem wir die Wirklichkeit messen möchten?

Mischen impossible? Privatkapital entmischt die Stadt!

Unbestritten ist, dass Stadtentwicklung heute an vielen Orten der Welt von privaten Kapitalinvestitionen geprägt wird. Die „unternehmerische Stadt“ begegnet uns in verschiedenen Gewändern. Auch wenn es mehr oder weniger starke Regulierungen geben mag, ist der Haupttrend klar erkennbar: Es geht in vielen Bereichen um Immobilienverwertung, Kapitalakkumulation und damit auch um die Aufwertung von Quartieren. Das führt – manchmal durchaus erwünscht, manchmal auch als Kollateraleffekt (vgl. Schnur 2013) – zu Gentrificationprozessen, also Verdrängung und Entmischung. Mit anderen Worten: Homogenisierung ist heute der dominante Stadtentwicklungsprozess, und die homogen aufgewerteten Quartiere stehen – anders als die „passiv homogenisierten“ benachteiligten Quartiere – keineswegs im Fokus der Debatte um soziale Mischung. Nicht ohne Grund werden bei der Mischungsdebatte immer wieder Befürchtungen artikuliert, die aus Verdrängungsängsten (bei Mischungstendenzen von wohlhabend nach

arm) oder Verlustängsten (bei Mischungsprozessen von arm nach wohlhabend) resultieren.

Wege zur sozialen Mischung – Praxisfragen

Gerade, weil marktförmige Strukturen (bei Angebot und Nachfrage!) zu Homogenität tendieren, ist soziale Mischung schwer zu „implantieren“ (vgl. Schulsegregation - Instrumente: Grundschuleinzugsbezirke o. ä.) und auch schwer zu „verteidigen“ (Instrumente: Milieuschutz o. ä.). Mischung lässt sich im Grunde nur „staatlich verordnen“.

Weil bloße räumliche Nähe nicht automatisch soziale Nähe erzeugt (Häußermann 2007: 237), hat soziale Mischung per se keinen Wert. Sie muss, wenn man sie möchte, auch „in Wert gesetzt“ werden, um positive Effekte zu erzielen. Dies kann nur funktionieren, indem man „Kümmerer“ einsetzt, Ermöglichungsstrukturen für Begegnung und Interaktion (also ein attraktives Quartiersumfeld) schafft und Bewohnende umfassend beteiligt (bekannte Instrumente: Quartiersmanagement o. ä.). Wichtig wäre es, auch die positiven Quartierseffekte, wie soziale Netzwerke, die bei der Integration helfen, stärker mit einzubeziehen und statt einem defizitorientierten, ein potenzialorientiertes Verständnis von Quartierseffekten zugrunde zu legen.

Diskurs und Begriffe: „Homogenität“ und „Heterogenität“ statt „Konzentration“ und „gesunde Mischung“

Damit werden auch diskursive Fragen relevant. Der Begriff des Mischens ist inzwischen normativ besetzt – für die einen als stadtgesellschaftliches Ideal, für die anderen als Ausdruck von Austeritätspolitik in einem vermeintlich sozialen

Gewand. Eigentlich ist aber auch klar, dass Mischung kein „normaler“ Sortiermechanismus in der Stadt ist, im Gegenteil: „Der Wunsch nach sozialer Homogenität ist eine treibende Kraft für Segregationsprozesse, denn es „steht einem nichts ferner und nichts [ist] weniger tolerierbar als Menschen, die sozial fern stehen, aber mit denen man in räumlichen Kontakt kommt (Bourdieu 1983: 32)“ (Häußermann et al. 2010: 6).

Wir schlagen deshalb vor das Homogenitäts- und Heterogenitäts-Konzept als neutralere Terminologie konsequenter zu benutzen. Damit lassen sich auch bauliche Aspekte integrieren, die ausgesprochen wichtig sind. Weiterhin können dadurch differenziertere gesamtstädtische Strategien formuliert werden, die fallweise mit einer Abschwächung oder sogar bewussten Stärkung von Segregationstendenzen (z. B. in Ankunftsquartieren) operieren, ohne damit eine „Pro- oder Anti-Segregations-Politik“ rechtfertigen zu müssen. Immerhin könnte die Stadt „wertfrei“ als Patchwork homogener und heterogener Bestands-Quartiere gedacht und diskutiert werden.

Quartiersentwicklung und Sozialpolitik – kein Play-off-Game

Die hier skizzierte Diskussion um soziale Mischung und Quartiereffekte führt letztlich auf die Grundfrage zurück, welche Rolle „das Quartier bei der Entwicklung sozialer Ungleichheit [spielt]“ (Nieszery 2014: 136) und damit auf die sozialpolitische Frage, wie und wo gegen die Ursachen und Folgen zunehmender sozialer Ungleichheit vorzugehen sei. Kaum jemand wird ernsthaft behaupten wollen, dass diese übergeordnete Aufgabe allein durch Interventionen im Quartier (wie z. B. durch „Mischen“) zu bewältigen sein wird. Als Gegengewicht zu den Effekten einer sich immer

mehr öffnenden Einkommensschere bringen Quartiereffekte zu wenig auf die Waage. Andrea Nieszery bringt diese Ambivalenz auf den Punkt, wenn sie schreibt: „Die Rede von Quartiereffekten basiert [...] auf der Annahme, dass es schlimmer ist, arm in einem armen Stadtteil zu sein, als arm in einem sozial gemischten Wohngebiet zu leben“ (Nieszery 2014: 135, nach Durlauf 2004, vgl. Lanz 2009). Es wäre trotzdem auch sozialpolitisch nicht tragbar, die auf der Quartiersebene existierenden, signifikanten Potenziale zur Verbesserung des Zusammenlebens und der individuellen Chancen der Bewohnenden nicht voll zu entwickeln und auszuschöpfen.

Die beiden Ziele – eine möglichst optimale Organisation guter Lebensbedingungen für die Menschen vor Ort im Quartier und der Abbau sozialer Benachteiligungen auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene – dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Sowohl „gute Quartiersentwicklung“ und die Nutzung der vorhandenen sozialräumlichen Ressourcen im Mikrobereich als auch eine ausgleichende Sozialpolitik auf der Makroebene bleiben zentral für eine ausgewogene gesellschaftliche und städtische Entwicklung.

Literatur

Andersson, R.; Musterd, S. (2005): Housing Mix, Social Mix, and Social Opportunities. In: *Urban Affairs Review* 6: 761-790.

Blokland, T.; van Eijk, G. (2010): Do people who like diversity practice diversity in neighbourhood life? Neighbourhood use and the social networks of 'diversity-seekers' in a mixed neighbourhood in the Netherlands. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 36(2), 313-332.

Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital und soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen: 183-198.

Bucerius, S. M.; Thompson, S. K.; Berardi, L. (2017): "They're colonizing my neighborhood": (Perceptions of) social mix in Canada. *City & Community*, 16(4), 486-505.

DeLuca, S.; J. Duncan, G.; Keels, M.; Mendenhall, R. M. (2010): Gautreaux mothers and their children: an update, *Housing Policy Debate*, 20(1), 7-25.

Gans, H. J. (1961): The balanced community: Homogeneity or heterogeneity in residential areas? *Journal of the American institute of planners*, 27(3), 176-184.

Greenman, E.; Bodovski, K.; Reed, K. (2011): Neighbourhood characteristics, parental practices and children's math achievement in elementary school. *Social science research*, 40(5), 1434-1444.

Häußermann, H. (2003): Armut in der Großstadt. Die Stadtstruktur verstärkt soziale Ungleichheit. *Informationen zur Raumentwicklung*, 3(4), 147-159.

Häußermann, H. (2007): Effekte der Segregation. *vhw Forum Wohneigentum* (5): 234-240.

Häußermann, H.; Schwarze, K.; Jaedicke, W.; Bär, G.; Bugenhagen, I. (2010): Lebenslagen in Deutschland. Armuts- und Reichtumsberichterstattung der Bundesregierung: Möglichkeiten der verbesserten sozialen Inklusion in der Wohnumgebung; Schlussbericht.

Kronauer, M.; Vogel, B. (2004): Erfahrungen und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartiereffekte, was Lageeffekte? In H. Häußermann, M. Kronauer & W. Siebel (Hrsg.), *An den Rändern der Städte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 235-257.

Kurtenbach, S. (2017): *Leben in herausfordernden Wohngebieten*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Lanz, S. (2009): Powered by Quartiersmanagement: Für einander Leben im "Problemkiez". In: Drilling, M.; Schnur, O. (Hrsg.): *Governance der Quartiersentwicklung*. Theoretische und praktische Zugänge zu neuen Steuerungsformen. Wiesbaden: 219-225.

Manley, D.; van Hamm, M.; Doherty, J. (2012): Social mixing as a cure for negative neighbourhood effects: evidence-based policy or urban myth? In G. Bridge, T. Butler & L. Lees (Hrsg.), *Mixed Communities: Gentrification by stealth*. London: Policy Press, 151-168.

Nagel, F. (2012): Quartiersgrenzen: Wo beginnt und endet „Quartier“ aus Sicht von BewohnerInnen? *Untersucht am Beispiel Berlin*. *Global Studies Working Papers of the Tübingen Institute of Geography* Nr. 20. Tübingen.

Nieszery, A. (2014): Class, race, gender... neighbourhood? Zur Bedeutung von Quartiereffekten in der europäischen Stadtforschung. In: Schnur O. (Hrsg.) *Quartiersforschung*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 135-155.

Nuissl, H.; Vollmer, J.; Westerberg, D.; Willing, J. N. (2015): Die Konzentration von Altersarmut in der StadtLandschaft-Probleme und Handlungsbedarfe. *Raumforschung und Raumordnung*, 73(2), 107-121.

Oberwittler, D. (2004): A multilevel analysis of neighbourhood contextual effects on serious juvenile offending: The role of subcultural values and social disorganization. *European journal of criminology*, 1(2), 201-235.

Orr, L.; Feins, J.; Jacob, R.; Beecroft, E.; Sanbonmatsu, L.; Katz, L. F., Liebman JB & Kling, J. R. (2003): *Moving to opportunity: Interim impacts evaluation: Final report*. Washington D.C.: U.S. Department of Housing and Urban Development.

Plate, E.; Pollina, C.; Tonndorf, T. (2014): Aufwertung. Verdrängung. Soziale Mischung sichern. *Das Beispiel Berlin*. *Informationen zur Raumentwicklung* 4.2014, 291-304.

Ruiz-Tagle, J. (2016): The broken promises of social mix: the case of the Cabrini Green/Near North area in Chicago. *Urban Geography*, 37(3), 352-372.

Rosenbaum, J. E. (1995): Changing the geography of opportunity by expanding residential choice: Lessons from the Gautreaux program. *Housing Policy Debate*, 6(1), 231-269.

Rothwell, J. (2015): Sociology's revenge: Moving to Opportunity (MTO) revisited. *Brookings Institute Social Mobility Memos*. Online verfügbar: <https://www.brookings.edu/blog/social-mobility-memos/2015/05/06/sociologys-revenge-moving-to-opportunity-mto-revisited/>.

Schnur, O. (2013): Zwischen Stigma, Subvention und Selbstverantwortung. *Ambivalenzen der Quartiersentwicklung in Berlin*. *Geographische Rundschau* 65 (2): 28-37.

Schnur, O. (2014): Quartiersforschung im Überblick: Konzepte, Definitionen und aktuelle Perspektiven. In: Schnur, O. (Hrsg.): *Quartiersforschung: Zwischen Theorie und Praxis*. Wiesbaden: 21-56.

Schnur, O. (2016): Quartier: Buzzword oder Key Concept? *wohnbund-informationen* (1): 27-30.

Spiegel, E. (2001): Soziale Stabilisierung durch soziale Mischung. *vhw Forum Wohneigentum* (2): 75-80.

Texier-Ast, V. (2018a): Das sozial gemischte Quartier. In: Wintzer J. (Hrsg.) *Sozialraum erforschen: Qualitative Methoden in der Geographie*. Springer Spektrum, Berlin, Heidelberg.

Texier-Ast, V. (2018b): Die soziale Mischung im Quartier – ein Garant für soziale Inklusion und für die Schaffung sozialer Stabilität benachteiligter Bevölkerungsgruppen? In: *Die kompakte Stadt der Zukunft*. Springer VS, Wiesbaden, 267-287.

Tucholsky, K. (1931): *Zur soziologischen Psychologie der Lächer*. Abrufbar unter: <https://www.textlog.de/tucholsky-psychologie-1931.html>.

Wicht, A.; Stawarz, N.; Ludwig-Mayerhofer, W. (2019): *Bildungsarmut und soziale Einbettung*. In *Handbuch Bildungsarmut* (pp. 213-239). Springer VS, Wiesbaden.

Wilson, W.J. (1987): *The Truly Disadvantaged. The Inner City, the Underclass, and Public Policy*. Chicago: University of Chicago Press. Greenman, E., Bodovski, K., & Reed, K. (2011). Neighborhood characteristics, parental practices and children's math achievement in elementary school. *Social science research*, 40(5), 1434-1444.

Impressum

vhw werkSTADT

ISSN 2367-0819

Herausgeber

vhw-Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e. V.

Vorstand: Prof. Dr. Jürgen Aring

Fritschestraße 27/28

10585 Berlin

Telefon: +49 30 390473-230

Telefax: +49 30 390473-190

werkstadt@vhw.de

www.vhw.de

Titelbildquelle: Stadt_Vogelperspektive_grafisch_@diez-artwork.fotolia

Autor und Autorinnen

Dr. Olaf Schnur, wissenschaftlicher Leiter vhw e. V.

Kirsten Krüger, Forschungsassistentin vhw e. V.

Carlotta Reh, Studentische Mitarbeiterin vhw e. V.

Grundlayout

DCM Druck Center Meckenheim GmbH

www.druckcenter.de

Erscheinungsweise

unregelmäßig

Bezug

Alle Ausgaben der vhw werkSTADT sind unter:

<http://www.vhw.de/publikationen/>

kostenfrei herunter zu laden.